

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „Gene a = Anzeiger für Schlesien und Posen“

Silvester bescherte ein Auto

Erzählung von Karl Lichtenfels (Nchdr. verb.)

„Nein, Irrwisch, von Automobilen will ich nun einmal gar nichts wissen,“ wehrte der Gutsbesitzer Schwechten den Wortansturm seiner Nichte ab, die bei der gemeinsamen Kaffeetafel das Gespräch auf ihr Lieblingsthema, den Ankauf eines Autos, gelenkt hatte.

„Du weißt,“ begründete Schwechten, ein stattlicher Fünfziger und Mann von streng konservativen Anschauungen und Auffassungen, seine ablehnende Haltung, „daß ich von all' den Neuerungen in Industrie und Landwirtschaft nicht viel halte. Gewiß sollen und müssen wir uns der verschiedenen Maschinen bedienen, um rationell zu arbeiten und die Ertragfähigkeit des Bodens zu heben. Aber das muß alles im Rahmen bleiben. Wer mit den natürlichen Kräften, der Tier- und Menschenkraft auskommt, braucht keine Maschinen!“

„Aber Onkel,“ fiel dem Gutsbesitzer die Nichte ins Wort, „du sagst doch selbst, daß dich das Reiten über die Felder oder das lange Fahren in dem schlecht gefederten Landauer immer sehr anstrengt. Es ist doch nur logisch und richtig, hieraus die Konsequenz zu ziehen.“

„Ei, sieh diese feine Diplomatin,“ sagte Schwechten zu seiner Frau, „jetzt kommt der Racker von der logischen Seite. Da sage noch einer, die Frauen hätten keine Logik. Aber denken wir diesen Gedanken der reinen Vernunft ruhig weiter durch, meine logische Nichte! Der Kauf eines Autos verbietet sich in unserem Falle von selbst. Wer soll denn chauffieren? Ich selbst verspüre nicht das geringste Interesse dazu, bin auch schon zu alt, ein Chauffeur wäre durchaus nicht wirtschaftlich, da er nicht voll beschäftigt werden könnte, und junge Damen wie meine Nichte gehören nicht an das Steuer eines Wagens. Das ist nur so eine modische Tollheit, die von rechtswegen verboten werden müßte.“

„Aber Onkel, da wäre doch . . .“

„Jedes weitere Wort hierüber ist überflüssig,“ schnitt Schwechten seiner Nichte kurz das Wort ab, erhob sich vom Stuhl, stülpte sich mit einer eckigen Bewegung, dem Zeichen einer leisen Gereiztheit, den Hut auf den Kopf und ritt im nächsten Moment zum Tore hinaus.

„Sag' Tante“, griff Inge Hart das Gespräch wieder auf, „hältst du es im eigenen Interesse Onkels nicht auch für besser, wenn wir uns einen Wagen anschaffen?“

„Kind,“ entgegnete diese mit sanftem Vorwurf, „hier stelle ich mich entschieden auf die Seite Harrys. Wo doch so viel passiert, würde ich mich nie in ein Auto setzen. Und dann haben wir doch niemand, der chauffieren könnte, wie Onkel bereits sehr richtig bemerkte.“

Inge Hart schwieg darauf. Sie rührte eifrig in der Kaffeetasse herum und schien das Interesse an diesem Gespräch verloren zu haben. —

Fräulein Irrwisch rührte dieses heikle Thema auch nicht mehr an.

„Die Autolaune scheint sich bei dem Mädel ja gelegt zu haben.“ äußerte sich der Gutsbesitzer in Abwesenheit Inges wiederholt seiner Frau gegenüber. Diese nickte zustimmend. Sie hatte sich in den zwölf Jahren ihrer Ehegemeinschaft angewöhnt, ihrem Manne in allem widerspruchslos beizupflichten.

Inge Hart buchte es als ein Glück für sich, daß der Onkel so viel beschäftigt und die Tante eine so wenig aufmerksame Beobachterin war. Denn sie ging eigene Wege, hatte ein Geheimnis vor Onkel und Tante. Irrwisch lernte heimlich chauffieren . . . .

Jeden Nachmittag fuhr sie zur Stadt und besuchte die Fahrschule. Sie hatte sich von ihrem Taschengeld, das ihr der Onkel in ziemlicher Höhe zur Verfügung stellte, so viel gespart, daß sie den Kursus ohne weiteres aus eigener Tasche bezahlen konnte.

Fräulein Irrwisch war eine eifrige und gelehrige Schülerin. Sie bestand die Fahrprüfung sogar mit Auszeichnung. Das war wenige Tage vor dem heiligen Abend. Und seitdem kannte Inge keinen brennenderen Wunsch, als so einen flinken Sportwagen zu besitzen und am Volant die Chausseen entlang zu jagen oder sich geschickt durch das Verkehrsgewühl der Stadt hindurchzuwinden. Aber diesen Wunsch, da gab sie sich keinen Illusionen hin, würde sie sich wohl für immer versagen müssen. Sie kannte den Eisenkopf von Onkel Schwechten.

Wenige Tage vor Silvester fuhr Gutsbesitzer Schwechten in die Stadt, um dort den Schlächter für den Kauf schlachtreifer Tiere zu interessieren, sowie den Ankauf und die Lieferung von künstlichem Dünger zu regeln. Ein Zufall führte ihn seinem Nachbarn, Gutsbesitzer Horst Alfeld, in die Arme. „Gratuliere zu deinem schnittigen Wagen und der feschen Chauffeuse!“ schüttelte ihm dieser die Hand.

„Seit wann liebst du solche Scherze?“ grollte Schwechten.

„Na, erlaube mal“, erwiderte Alfeld, „habe neulich deine Nichte am Steuer eines netten Wagens gesehen, sah brillant aus, die Kleine, in ihrem Sportkostüm, fuhr wie der Blitz an mir vorbei, hat mich aber wahrscheinlich nicht gesehen.“

„Du, das muß ein Irrtum sein,“ entgegnete Schwechten. „Denn ich habe weder einen Wagen, noch kann Inge chauffieren.“

„Ich bin aber nicht blind, und deine Inge kenn ich aus Tausenden heraus. Aber — weißt du was —, wir verschaffen uns auf einfache Weise Gewißheit, indem wir in der Fahrschule nachfragen.“

„Gute Idee,“ bekräftigte Schwechten. Und beide Männer begaben sich nach der nahe gelegenen Fahrschule.

Dort mußte Schwechten erfahren, daß seine Nichte tatsächlich einen Fahrkursus genommen hatte. Im ersten Moment war er über diese Eigenmächtigkeit seines Pfleglings ziemlich außer sich. Aber Horst und der Fahrlehrer baten so um Gnade für die energische Nichte, daß Schwechten schließlich lachend beschwor, ihr kein Härchen zu krümmen.

In der „Goldenen Kugel“ kehrten die Nachbarn ein. „Nein, dieser Racker, dieses Mädel, lernt so mir nichts, dir nichts Auto fahren,“ sagte Schwechten ein über das andere Mal.

„Nun hast du eine Nichte, die chauffieren kann, aber kein Auto.“

„Das wird auch nicht in mein Haus kommen!“

„Weißt du, eigentlich kann ich deine autofeindliche Einstellung nicht begreifen. Bei deinem ausgedehnten Landbesitz und wo du eine so tüchtige Chauffeuse hast, wie der Fahrlehrer bestätigte, wäre ein Wagen doch nur von Vorteil.“

„Du fühlst dich wohl als Anwalt meiner Nichte!“ neckte Schwechten.

„Weißt du, diese Bravour von dem Mädel gefällt mir, und das bißchen Heimlichkeit — Schwamm drüber, jeder begeht in der Jugend mal so einen Streich,“ wehrte Alfeld ab. „Ich mache dir einen Vorschlag: kauf' dem Mädel ein Auto und stell' es ihr zu Neujahr vor die Tür.“

Schwechten beharrte zunächst auf seinem ablehnenden Standpunkt. Aber Alfeld, selbst begeisterter Autler, malte ihm die Vorteile eines Wagens und die Freude der Nichte darüber in so lockenden Farben, daß der Gutsbesitzer sich den Vorschlag „mal überlegen“ wollte.

* * *

„Den heutigen Silvesterabend feiern wir in der „Goldenen Kugel“ in der Stadt,“ leitere Schwechten am 31. Januar das Gespräch an der morgendlichen Kaffeetafel ein, „Familie Alfeld leistet uns Gesellschaft. Horst kommt heut' abend mit seinem Wagen vorbei, wir haben in dem Sechssitzer noch Platz. Da kann unser Irrwisch wenigstens mal im Auto fahren, nicht wahr, Muttchen.“

Diese nickte bejahend mit dem Kopfe und führte schnell die Kaffeetasse zum Munde. Ihre Augen hätten sie sonst verraten. Denn ihre Gedanken verbergen konnte sie nicht.

Auf der Fahrt in die Stadt saß Inge neben Horst Alfeld. Am liebsten hätte sie ja selbst das Steuer in die Hand genommen. Sie seufzte vernehmlich auf. Was eigentlich Alfeld hatte? Er sah sie mehrmals so merkwürdig von der Seite an.

In einem eleganten Bogen fuhr Alfeld vor der „Goldenen Kugel" vor. Man stieg aus und begab sich in das festlich dekorierte Lokal, in dem zwei Tische reserviert waren.

Es ging lustig her in der „Goldenen Kugel." Horst Alfeld war ein angenehmer und unterhaltsamer Gesellschafter, der vor Witz und Laune förmlich sprühte. Onkel Schwechten war ausgelassen wie selten und, wie komisch, in den Augen der Tante glänzte eine stille Freude, für die Inge eigentlich keine Erklärung wußte. Ruth Alfeld munkelte von einer Ueberraschung, wozu Tante und Frau Alfeld mit den Köpfen schüttelten. Darauf aber gab Inge wenig, sie hielt das „Getue", wie sie es insgeheim nannte, für eine Folge der leisen Alkoholseligkeit, die bereits alle gefangen genommen hatte.

Ruth und Inge, beides hübsche Mädchen, hatten viele Tänzer in der Nacht. Am häufigsten holte Gert Blohm, ein naher Verwandter Schwechtens, der in einem neuen Viersitzer gekommen war, Inge zum Tanz. Ihm vertraute sie ihre Autoleidenschaft an. Und Gert war „roh" genug, ihr die Vorzüge seines Viersitzers in allen Farben zu schildern. Es war einfach nicht mehr mit anzuhören. Inge war deshalb eigentlich froh, daß Gert vorzeitig aufbrach: er wollte noch einigen Freunden bei der Vertilgung des Silvesterpunsches behilflich sein.

Der Morgen graute schon, als man zum Aufbruch rüstete. Neben dem großen Tourenwagen Alfelds stand zur großen Verwunderung der Gesellschaft der kleine Viersitzer Blohms.

„Der Junge ist toll," wetterte Schwechten, „sieht ihm wieder einmal ähnlich, wie bequem hätte man ihm den Wagen stehlen können!"

„Stehen lassen werden wir den auf keinen Fall," wandte sich Alfeld an Schwechten.

„Will ich auch nicht", entgegnete dieser, „der Bruder Leichtsinn soll ruhig einen gehörigen Schrecken kriegen, wenn er nach seiner Ernüchterung den Wagen nicht mehr vorfindet."

„Ja, aber wer soll den Wagen fahren? Du, Ruth?", fragte Alfeld seine Tochter.

„Ich bin zu müde," wehrte diese ab.

„Na und du, Fräulein Irrwisch," polterte da der Onkel lachend heraus.

Inge bekam einen knallroten Kopf, sie sah ihr Geheimnis gelüftet.

„Wenn Ihr es doch schon wißt!"

Damit nahm sie auch schon am Steuer Platz. Der Onkel kletterte an ihre Seite, während die Tante in Alfelds Wagen mit Platz nahm.

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchströmte die Brust Inges, als sie den schnellen Wagen sicher dem Gutshof entgegenlenkte. In die Freude mischte sich aber die Trauer, daß es ja nur dieses eine Mal sein würde.

„Ja, Onkel, wo soll aber der Wagen nun bleiben?" fragte Inge, als sie daheim gelandet.

„Hm", entgegnete dieser schmunzelnd, „fahr ihn mal vorläufig in die Scheune, später werden wir schon sehen. Der Wagen gehört nämlich — dir!"

Mit einem Jubelruf war Inge auf den Onkel zugesprungen und bedeckte sein Gesicht mit vielen dankbaren Küssen, was dieser sich gern gefallen ließ.

„Na, und bleibt für mich auch noch einer übrig?" fragte die Tante. Und auch sie erhielt ihren Lohn für dieses herrliche Neujahrsgeschenk, von dem sich „Irrwisch" den ganzen Tag über nicht trennen wollte.

Der gute Kamerad

Skizze von Fritz Gallinger-Berlin. (Nchdr. verb.)

Es ließ sich gut träumen in dem großen, immer ein wenig dunklen Zimmer. Das bewirkten in erster Linie die mit sammetartigen, Licht verzehrenden Tapeten bekleideten Wände, die einen vortrefflichen Hintergrund für die tiefschwarz gebeizten Möbel abgaben. Fenster- und Türvorhänge waren so gewählt, daß sie sich dem Charakter des Ganzen anpaßten. Ein Flügel stand in der Nähe des Fensters und ließ geduldig von vorwitzigen Sonnenstrahlen auf seinen breiten, glänzenden Rücken seltsame Figuren zeichnen.

Vor dem Flügel saß ein über den Frühling des Lebens hinaus gereifter Mann, in Betrachtung eines auf den Tasten liegenden Notenblattes versunken. Es war nur ein ganz unscheinbares Papier, ursprünglich wohl zu einem anderen Zwecke als zur Aufnahme von Noten bestimmt, denn selbst die Linien waren mit dem Bleistift gezogen. Aber dennoch mußte es ein Blatt von besonderem Werte sein, denn es verlieh den etwas ernsten Zügen des Mannes einen freundlich verklärenden Schimmer.

Einmal nur im Jahre entnahm er es dem großen, eichenen Schrein, um sich in das Traumland der Erinnerung entführen zu lassen. Der Erinnerung an den toten Freund.

Einander fremd waren sie durch die Felder und Wälder Galiziens marschiert, den gleichen Gefahren trotzend, den gleichen Entbehrungen standhaltend, bis sie sich eines Abends am Lagerfeuer näher kamen. Die gemeinsame leidenschaftliche Liebe zur Musik schmiedete sie mit tausend Ketten zusammen und schuf ihnen im wüstesten Grauen und Morden des Krieges eine erquickende Oase.

Manchen Abend, wenn sie auf vorgeschobenem Posten standen, über den Häupten der sternenbesäte Himmel, am Horizont den düsteren Streifen eines Waldes, grauenvoll schön von weiter zurückliegenden brennenden Gehöften und Ortschaften erleuchtet, verlebten sie in weltvergessener Schwärmerei. Manche Nacht, wenn sie Schulter an Schulter im schmalen Laufgraben hockten und die übermüdeten Körper in Schlaf zu verfallen drohten, hielt sie die Liebe zur Kunst wach. Und wie köstlich erst gestalteten sich viele der sonst schier unerträglichen Marschstunden.

Eines Tages kam ihnen ein Blatt Papier zugeflogen. Der Umschlag irgend eines unbedeutenden Wochenblättchens, auf der Innenseite ein paar kurze, schlichte Verse tragend. Ihre volkstümliche, innige Art veranlaßte den Freund, die harmlose Beute seinem Tornister einzuverleiben. Dort wäre sie wohl in Vergessenheit geraten, wenn sie sich nicht gelegentlich einer Gepäckdurchsicht höchstpersönlich zur Stelle gemeldet hätte. Neugierig drängte sie sich zwischen all dem Krimskrams hindurch und warf sich ihrem Beschützer in die Hand, als wolle sie sagen: Hier bin ich!

„Ei, da hätten wir ja unser Liedchen", lachte der Freund, „wird es Dir in Deinem Gefängnis zu eng, sehnst Du Dich nach dem Leben?"

„Füge zu den harmlosen Reimen die passenden Töne, und sie haben das Leben wieder." — —

— — Der ernste Mann stellte das Notenblatt auf das Pult des Flügels und spielte die präludierenden Takte. Bevor er aber den Einsatz der Singstimme erreicht hatte, sanken seine Hände wieder von den Tasten zurück. Zu deutlich und greifbar standen die Geschehnisse jener Zeit vor seinen Augen; gar nicht, als lägen sie schon ein Dutzend Jahre, sondern höchstens die gleiche Anzahl von Tagen zurück. Durch den Nebelschleier der aufeinander ruhenden Wimpern sah er sich zur Seite des Kameraden am Waldessaum sitzen. Die Morgensonne übergoß mit ihren blendenden Strahlen das Notenblatt, das auf dem Tornister ausgebreitet lag und mit seiner weißen Fläche die schwarzen Zeichen aus der Füllfeder des Freundes bereitwilligst entgegennahm. Nur das Nachspiel fehlte noch, als die Meldung durch die Reihen lief, man wolle in einer halben Stunde den Feind angreifen.

„Schreib später zu Ende!"

Unwillkürlich sprach der Mann am Flügel diese Worte halblaut vor sich hin, wie, wenn er noch neben ihm säße, dessen er gedachte.

„Jetzt oder nie," war ihm damals zur Antwort geworden, und ohne von der Arbeit aufzusehen, fügte der Freund die kurzen Takte des Nachspieles hinzu. Gerade, als er die Schlußstriche zog, tropfte eine Tauperle hernieder und verwischte die frische Tinte zu einem häßlichen Klecks. Zwei bestürzte Augenpaare begegneten sich und verrieten gleiche Gedanken. War es Aberglaube?

Gegen zehn Uhr setzte der Angriff ein. Als einer der Ersten sprang der Freund aus der Deckung, rannte zwanzig Meter durch das blühende Heidekraut und drehte sich dann, lebhaft mit den Armen winkend, nach rückwärts. — Ein harter, trockener Schall. Die Hände emporwerfend, sank der Stürmende zu Boden.

Von grimmer Wut gepackt, eilte der Zurückgebliebene dem Getroffenen zu Hilfe; doch in dem Augenblick, da er ihn erreichte, pfiff eine zweite Kugel. Die galt ihm. Aufschreiend brach er zusammen, ein Querschläger hatte ihm das rechte Bein zerschmettert.

Im Feldlazarett erhielt er die Kunde vom Tode des Gefährten. Auch brachte man einige Wertsachen und Papiere des Gefallenen, darunter das Notenblatt, von der todbringenden Kugel durchbohrt. — —

— — Zarte Töne entströmen den Saiten des Flügels, — eine Melodie schwingt sich auf — ein Nachspiel verweht im weiten Raum —

„Nun ruhe wieder, Du liebes Papier, und sei mir nicht gram, wenn ich Dich störte. Nur einmal im Jahre, an dem Tage, wo Dich die Morgentauträne netzte und die heimtückische Kugel durchbohrte, soll mich Deine Weise erfreuen und an den Freund erinnern . . ."

Angewandte Schädellehre

Von Eusebius Klabums (Nachdr. verb.)

Lange vor Beginn des Konzerts ist der Saal bereits besetzt.

Knox läßt seine Aeuglein um und um gehen. Sie bleiben interessiert auf der Glatze des vor ihm sitzenden Herrn haften.

Knox stößt heftig seine bessere Ehehälfte Therese an: „Sieh mal, den kleinen Hocker, wo der Herr hier vorn hinten an der unbehaarten Glatze hat, das bedeutet in der Schädellehre „ausgeprägter Hang zum Jähzorn."

Knox hat geflüstert, das heißt, man hörte es im halben Saal. Der Herr vor Knox leider auch. Er dreht Knox ein krebsrotes Gesicht zu: „Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre Platte, Sie Idiot!"

„Verzeihung," bemerkt Knox lächelnd, „ich nehme Sie das nicht weiter übel. Ich wollt' bloß mal wissen, ob Sie schon in ihrer Jugend jähzornig waren oder Ansätze dazu zeigten."

Der krebsrote Herr bricht einen Streit vom Zaun, eine Lehne vom Stuhl und Knox auf den Kopf.

Als sich im Krankenhaus Therese weinend über den ganz in Bandagen gehüllten Kopf ihres Gatten Knox beugt, schlägt dieser die Augen auf, langsam, sinnend. Dann leuchtet es triumphierend darin auf: „Nu, Therese, hat es nicht gestimmt mit meiner Phrenologie? Ausgeprägter Hang zum Jähzorn, nicht?"

Bunte Chronik

* **Auslandserfolg eines deutschen Tonfilms.** Der deutsche Tonfilm „Melodie des Herzens" ist in Amsterdam ein großer Erfolg geworden. Das „Handelsbladet" schreibt: Wenn man die Jugend der deutschen Tonfilmindustrie berücksichtigt und bedenkt, daß die Amerikaner einen Vorsprung von zwei Jahren haben, so ist die „Melodie des Herzens" geradezu ein Wunder. Bei diesem Film, schreibt der „Telegraf," ist die Harmonie zwischen Ton und Bild hergestellt, die man bei den Amerikanern noch oft vermißt. Die „Melodie des Herzens" sei ein vielversprechender Versuch für das, was der Tonfilm noch werden könne.

ck. **Sonderzähne für Raucher.** Daß die Gebisse für Pfeifenraucher und Spieler von Musikinstrumenten besondere Formen

erhalten sollen, wurde auf der letzten Sitzung der zahnärztlichen Abteilung der Britischen Medizinischen Gesellschaft gefordert. Verschiedene Zahnärzte teilten mit, daß ihre Patienten, die große Pfeifenraucher sind, sich über die gewöhnlichen Gebisse beklagten und erklärten, daß sie die bald breiten und bald schmalen Mundstücke ihrer Pfeifen nicht bequem zwischen die Zähne klemmen könnten. Sie haben sich daher besondere Gebisse anfertigen lassen, die sie beim Rauchen ihrer speziellen Lieblingspfeifen je nach der Größe und Stärke anlegen. Auch die Bläser von Blechinstrumenten, die dazu besonders starke Vorderzähne brauchen, sind mit den üblichen falschen Zähnen nicht zufrieden und verlangen verstärkte Gebisse zur Ausübung ihres Berufes.

ck. **Amerikas Kampf gegen den Jazz.** Wie jene Waffe der antiken Sage, die allein die Wunden heilen konnte, die sie geschlagen, scheint auch Amerika dazu berufen zu sein, die Welt von der Jazz-Seuche zu befreien, mit der sie uns beschenkt hat. Mag das Geschäft in Jazzmusik nicht mehr so gut sein wie früher oder mögen menschenfreundliche Beweggründe mitsprechen, jedenfalls ist im Schoße des amerikanischen Musikhandels selbst eine Gegenbewegung gegen den Jazz entstanden. Wie aus Newyork berichtet wird, haben sich zwei führende Musikverleger-Konzerne mit der „Nationalen Rundfunk-Gesellschaft" zusammengetan, um einer neuen Musik zum Siege zu verhelfen, die zu den alten melodischen Harmonien zurückkehrt. Das Kapital der Gesellschaft beläuft sich auf 7 Millionen Mark, und sie ist durch den Besitz vieler Urheberrechte imstande, die musikalischen Darbietungen in den Vereinigten Staaten stark zu beeinflussen. Die schädlichen Wirkungen der aufpeitschenden Mißtöne und der unterbrochenen Rhythmen auf den Geist und die Nerven der Amerikaner werden hervorgehoben, und es wird die Parole ausgegeben: „Wir haben genug Jazz gehabt. Nun Schluß damit!"

* **Ein Paar Beine für 500 000 Dollar.** Der Oberst Nelson Morris, der Sohn des Gesandten der Vereinigten Staaten in Stockholm, ist außer sich, denn trotz fieberhafter Anstrengungen ist es ihm nicht geglückt, das Auftreten seiner Frau in einer neuen Revue im Pariser Palace-Theater zu verhindern. Er hat gedroht, den Direktor zu verklagen, weil er seiner Frau das Auftreten gestatte. Seine Gattin hat mit einer Scheidungsklage geantwortet. Schließlich wollte er wenigstens einen Sitz bei der Premiere haben, aber auch das blieb ihm versagt, denn seine Frau hatte alle Plätze gekauft. Diese resolute Dame ist die 24jährige blonde Schönheit, die frühere Schauspielerin Jane Aubert, die nach der berühmten Mistinguette die schönsten Beine in ganz Frankreich haben soll; sie hat sie für eine Summe von 500 000 Dollar versichert.

ck. **Die Universitätsstadt von Madrid.** Die Universitätsreform in Spanien, die in den letzten Jahren mit großem Eifer in Angriff genommen wird, soll gleichsam ihre Hochburg in der Universitätsstadt erhalten, die jetzt in der Hauptstadt mit einem Kostenaufwand von 120 Millionen Pesetas, fast 80 Millionen Mk., angelegt wird. Man will mit dieser großartigen Gründung vor den Toren von Madrid, die ähnliche Anlagen in Paris und England weit übertreffen soll, einen geistigen Mittelpunkt für die ganze spanische Kulturwelt schaffen. Die ersten Gebäude, die die Hörsäle, Seminare, wissenschaftlichen Institute und Laboratorien enthalten werden, sind bereits im Entstehen. Ueber den Ausbau der medizinischen Fakultät berichtet H. Cassel in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift", daß jedes einzelne Fach sein eignes Gebäude erhält, das allen neuzeitlichen Ansprüchen genügt. In Verbindung mit den Lehrinstituten werden Studentenheime und Sportplätze errichtet, und zwar bevorzugt man das deutsche Pavillon-System, wie überhaupt eine enge Verbindung mit der deutschen Wissenschaft unterhalten wird. Die klinischen Institute sollen insgesamt 1500 Betten erhalten und die Studentenheime 12 000 Studierende beherbergen. Durch die Stiftung eines in Kalifornien ansässigen spanischen Arztes ist schon jetzt ein Studentenheim für 400 000 Dollar entstanden, in dem 160 spanische und latein-amerikanische Studenten untergebracht werden sollen.

ck. **Preisgekrönte Väter.** Unter den vielen Preisen, die von der Französischen Akademie verteilt werden, befindet sich auch der von dem verstorbenen Warenhausbesitzer Cognacq gestiftete, der an die Oberhäupter besonders großer Familien verteilt wird. Für die diesjährige Verteilung haben sich allein im Seine-Departement an die 1000 Bewerber gemeldet, alles Väter, die mindestens neun Kinder haben. An der Spitze steht ein Mann mit 15 Kindern, und ihm folgen dicht auf dem Fuße zwei Väter mit 14, sieben mit 13, 25 mit 12, 29 mit 11 und 19 mit 10 Kindern. Es werden nicht weniger als 90 Preise, jeder im Werte von 25 000 Francs und noch viele andere von 10 000 Francs jährlich verteilt.

ck. **Hausse in Kinderhochzeiten.** Das Gesetz über Kinderheiraten, das in Indien im nächsten April in Wirkung treten wird, wirft seine Schatten in einer sehr unvorhergesehenen Weise voraus. Da nämlich eine Eheschließung von Personen unter 14 Jahren verboten ist, so beeilen sich jetzt noch alle Eltern, die an der altindischen Sitte der Kinderheirat festhalten, ihre unmündigen, ja ihre ungeborenen Sprößlinge unter die Haube zu bringen. Es herrscht eine Hausse in Kinderheiraten, wie sie noch niemals bestanden hat, und die Eltern entwickeln eine fieberhafte Eile, um Ehegatten für ihre Töchter zu gewinnen. In Surat, einer Stadt, in der eine sehr fromme Hindugemeinde lebt, haben allein in den letzten Monaten 2000 solcher Kinderheiraten stattgefunden. Bräutigams und Bräute im Alter von 5 bis 12 Jahren schließen zu vielen Tausenden den Bund fürs Leben; ja, man verheiratet sogar noch jüngere Kinder, und Mütter, die Familienzuwachs erwarten, suchen sich schon für die ungeborenen Töchter einen Schwiegersohn, der von seiner Verpflichtung entbunden wird, wenn das Neugeborene männlichen Geschlechts wird. Die unerwünschte Folge von dieser Hausse ist die, daß die Mitgiftforderungen sehr in die Höhe schnellen, und die verzweifelten Eltern, die die unverschämten Bedingungen nicht erfüllen können, fallen in die Hände von Geldverleihern und Wucherern, deren Geschäft besonders blüht.

ck. **Verschwendung der Ehefrau hat ihre Grenzen.** Ein interessantes Urteil, das den Ehemann nicht für alle Ausgaben seiner Frau verantwortlich erklärt, ist von einem Gericht in Lyon gefällt worden. Nach französischem Recht ist der Gatte zwar verpflichtet, Schulden zu bezahlen, die seine Frau macht, aber auch diese Pflicht hat ihre Grenzen. Eine Modistin hatte einer Dame einen Kredit von 10 560 Mark für Hüte in einem Jahre eingeräumt. Sie schickte die Rechnung an den Mann, der zunächst einmal über diesen Hutverbrauch seiner besseren Hälfte in Verzweiflung geriet, dann aber die Bezahlung verweigerte. Als die Modistin nun ihre Forderung einklagte, erkundigte sich der Richter nach dem Einkommen, das die Familie jährlich zu verzehren hat; dieses beträgt im ganzen 13 000 Mark. Daraufhin erklärte der weise Richter, der Gatte sei zwar verpflichtet, Schulden seiner Frau zu bezahlen, für die man seine schweigende Einwilligung voraussetzen könne; man dürfe aber nicht annehmen, daß er damit einverstanden gewesen sei, daß die Frau 88% seines Einkommens nur für Hüte ausgebe. Deshalb sei er überhaupt nicht zur Zahlung verpflichtet; aber da das Ehepaar durch die gelieferten Hüte einen Wertzuwachs ihres Vermögens erfahren habe, so müsse er dafür eine angemessene Entschädigung bezahlen, und diese wurde mit 1600 Mark festgesetzt.

ck. **Eine „humane" Trauung.** Als einen „Beitrag zu dem schwierigen Problem der modernen Ehe" bezeichnete der Rev. Dr. Charles F. Potter, der Gründer der Ersten Humanistischen Gesellschaft in Newyork, die Trauung, die er kürzlich unter einer ganz neuen Form vollzogen hat. Das Brautpaar waren ein 28jähriger Chemiker Wyatt Schoonmaker und eine 24jährige Russin Chaicka Andrejevna Poliackova. Dr. Potter, der die bisherige Trauungsformel für „unhuman" hält, wollte mit dieser Zeremonie zeigen, wie zwei Menschen auf „humane Weise" den Bund fürs Leben schließen. Er hatte vorher von den Behörden die Gewißheit erhalten, daß die Trauung rechtsgültig ist. In Gegenwart einer Anzahl von Bekannten, die sich in der Wohnung des Herrn Schoonmaker versammelt hatten, gab dieser seiner Braut einen Ring und sagte: „Meine Scheika, ich streife diesen Ring an Deinen Finger, damit die Welt erfahre, was wir schon in unsern Herzen angenommen haben, daß wir nämlich Lebensgefährten sein wollen, daß wir einander wahrhaft lieben und als Mann und Frau miteinander leben werden, um für uns eine schönere Verwirklichung des Zieles zu erreichen, das die Menschheit erstrebt, nämlich wahres Glück." „Wyatt, mein Geliebter," erwiderte die Braut, „ich nehme dieses Zeichen an, das mir bekundet, daß ich in Dir meine Ideale gefunden habe und daß ich mit Dir das Leben aufbauen will, das die Vollendung unserer Wünsche bedeutet, daß ich in Dir einen treuen Freund, einen verständnisvollen Gefährten gefunden habe und daß mit Dir und mit Dir allein mein Glück vollständig ist." Als das junge Paar sich also angeredet hatte, erklärte Dr. Potter: „Diese beiden haben in unserer Gegenwart und in ihren eigenen schönen und wohlgesetzten Worten ihre Liebe zueinander enthüllt und haben diese neue Verwandtschaft beschlossen, die durch das Geben und Empfangen des Trauringes und durch die Vereinigung ihrer Hände versinnbildlicht wird. Deshalb erkläre ich sie durch die Kraft, die mir von staatswegen gegeben ist, für Mann und Frau." Dr. Potter erklärte nachher, er halte diese Art der Trauung noch nicht für vollkommen, aber er erblicke in ihr den Anfang einer neuen Form der Verehelichung, die zu der Lösung vieler schwieriger Probleme beitragen werde.

ck. **Tränengas gegen Schwarze.** Tränengas soll jetzt, wie aus Kapstadt berichtet wird, als eine gewöhnliche Waffe bei den südafrikanischen Polizeikräften eingeführt werden. Das Gas ist bereits hier und da in den Vereinigten Staaten gegen Verbrecherbanden angewendet worden, wird aber jetzt zum ersten Mal regelmäßig im Kampf gegen das Verbrechen benutzt werden. Die Maßnahme der südamerikanischen Regierung, die große Bedenken hervorruft, ist durch die zahlreichen Unruhen unter den eingeborenen Stämmen veranlaßt worden. Als Tränengas kürzlich bei einem Aufstand der Eingeborenen in Durban verwendet wurde, flohen diese in panischem Schrecken, weil sie in dem Gas ein Beispiel von der „Zaubermacht des weißen Mannes" sahen. Große Mengen von Tränengas sind bereits zu Schiff eingeführt worden und werden an geheim gehaltenen Stellen in Kapstadt aufbewahrt. Alle Polizeistationen der Union sollen mit Vorräten dieses Gases versorgt werden, und besondere Polizeitruppen werden in seiner Handhabung ausgebildet, die dann im Bedarfsfalle rasch eingesetzt werden.

Briefkasten

Lehrer in M. Wer die Kirchenglocken erfand? Der im 5. Jahrhundert lebende Paulinus, Bischof von Nola (Italien), war der erste, der eine Glocke zur Zusammenrufung zum Gottesdienste benutzte.

B. R. in N. So schlimm ist das nicht. Sämtliche deutschen Städte, die über 25 000 Einwohner zählen, hatten nach der Feststellungen des deutschen Städtetages am 1. März 1929 insgesamt 3291 Millionen Mark Schulden.

R. in St. Ein Cardanisches Gelenk ist die Verbindung zweier Wellen durch ein Gelenk, derart, daß an einem Ring oder Kreuz zwei rechtwinkelig versetzte Bügel, die mit den Wellenenden fest verbunden sind, durch Zapfen drehbar befestigt sind, so daß sich die eine Welle in einem beliebigen Winkel zur zweiten Welle einstellen läßt.



Technische Rundschau

Von Dr. Franz Kittler.

Schnelligkeitsrekorde sind etwas sehr Schönes, aber man muß sich hüten, falsche Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Wenn wir lesen, daß dieses oder jenes Flugzeug oder irgendein Auto Hunderte von Kilometern in der Stunde zurückgelegt hat, so müssen wir nicht etwa glauben, daß wir nun bald selbst mit ähnlichen Geschwindigkeiten von einem Ort zum andern kommen werden. Bei diesen Erfolgen handelt es sich um Einzelfälle, die auf Rennbahnen oder durch Anwendung einer besonderen Bauart und besonderer Baustoffe erzielt wurden. Niemals kommen sie auch nur im Entferntesten für den allgemeinen Verkehr in Betracht. Was mit einem einzigen oder zwei Insassen möglich ist, läßt sich bei der Beförderung von Hunderten nicht durchführen. Andererseits aber verlangt auch der Massenverkehr heute größere Geschwindigkeiten. Immer mehr Menschen verbringen einen Teil ihres Lebens in der Bahn, immer kostbarer wird die Zeit, immer größer der Interessenkreis des Einzelnen.

Hinter diesem Bedürfnis nach erhöhter Schnelligkeit sind die Eisenbahnen zurückgeblieben. Auch durch die Elektrisierung läßt sich ihre Geschwindigkeit nicht mehr sehr erheblich steigern. Eine derartige Steigerung erweist sich aber für dieses hauptsächlichste Massenbeförderungsmittel unbedingt als nötig. Ein ganz neuartiger Gedanke erscheint geeignet, sie zu erreichen. Er wird jetzt eben in der Nähe von Glasgow probeweise in die Tat umgesetzt. Hier entsteht eine Bahnstrecke, ihresgleichen in der ganzen Welt nicht hat. Bei der neuen Anlage handelt es sich darum, der Eisenbahn die Geschwindigkeit und noch eine Reihe weiterer Eigenschaften des Luftschiffs zu geben. Die Wagen, die hier fahren, sollen Luftschiffen gleichen und sollen doch an einen Schienenstrang gebunden sein. Auch die Fortbewegung soll nach Art des Luftschiffs erfolgen.

Diese Forderungen lassen sich nur durch eine Schwebebahn erfüllen, die aber doch wieder anders durchgebildet werden muß wie die gewöhnlichen Bahnen dieser Art. Die Bahn wird sich auf eisernen Trägern dahinziehen. Diese Träger bestehen aus zwei seitlichen Stützen und dem sie verbindenden Mittelstück. Am Mittelstück ist die Bahnstrecke befestigt, die sich in Form eines Strangs aus Eisengitterwerk dahinzieht. Das Gitterwerk trägt die Schiene auf der die Räder rollen. Die Räder sitzen auf dem Deck der Wagen. Bis hierher finden wir ziemliche Uebereinstimmung mit den gebräuchlichen Systemen der Schwebebahnen. Die von den Rädern herabhängenden Wagen zeigen jedoch eine besondere Form. Der Wagenkörper hat die Gestalt eines Rohres. Vorn und hinten läuft er in eine Spitze aus. Durch diese Anordnung soll der Luftwiderstand möglichst verringert werden. An jeder Spitze sitzt eine Luftschraube. Beide Luftschrauben arbeiten gleichzeitig und werden von Elektromotoren angetrieben. Es ergibt sich also ein Luftschiff, das an Schienen hängt.

Die Geschwindigkeit soll auf ungefähr 200 Kilometer in der Stunde gesteigert werden. Wenn man selbstverständlich die Strecken auch möglichst gerade bauen wird, so würde bei dieser Geschwindigkeit doch ein Schwanken der Wagen eintreten, sobald man sie frei in der Luft hängen ließe. Für die Fahrgäste würde sich die Reise sehr unangenehm gestalten. Deshalb zieht sich unterhalb des eigentlichen Schienenwegs und unter dem Boden der Wagen noch eine Führungsschiene dahin, die die Fahrzeuge von unten stützt und das Schwanken verhütet. Die Wagen werden, um ihre Geschwindigkeit möglichst steigern zu können, aus Leichtmetall hergestellt. Die im Innern befindlichen Fahrgäste merken nur an den Seitenwänden die Rundung. Fußboden und Decke sind innen vollkommen eben. Die Ausstattung des Innern wird die bei Eisenbahnwagen übliche sein. Erfüllt die neue Strecke die in sie gesetzten Hoffnungen, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sich zu den auf der Erde verlegten Schienensträngen noch weitere hinzugesellen, die sich in der Luft dahinziehen. Es ist sehr wohl denkbar, daß dann vielleicht der Güterverkehr auf der Erde, der Personenverkehr aber durch die „Luftschiffbahnen" stattfindet.

Der größte Feind der Schiffahrt ist der Nebel. Sobald er einfällt, lassen die Schiffe ununterbrochen ihre Sirenen heulen. Auch unter dem Wasser werden Schallsignale abgegeben. Trotzdem ist es nicht immer leicht, Zusammenstöße zu vermeiden. Besonders bei den durch die Luft gegebenen Signalen sind Gehörtäuschungen nicht ausgeschlossen. Ein neues Verfahren macht sie unmöglich und verhütet die durch das ständige Horchen leicht eintretende Ermüdung. Es beruht darauf, daß die von den fremden Schiffen abgegebenen Schallsignale in Lichtsignale umgewandelt werden. Auf dem Schiff sind Mikrophone aufgestellt, die den Schall aufnehmen. Er beeinflußt den elektrischen Stromkreis, in den das Mikrophon eingeschaltet ist, derart, daß dadurch kleine Lichtsignale aufflammen, die genau die Richtung erkennen lassen, aus der der Sirenenton kam. Die Lichtsignale befinden sich auf einem Schirm, der vor den Augen des Steuermanns angebracht ist. Wo immer ein Schiff seine Sirene ertönen läßt, da flammt in der genauen Richtung gegen diese Sirene auf dem eigenen Schiff ein Licht auf. Eine Marke läßt die Richtung des Kurses erkennen, den dieses steuert. Der Steuermann muß also so steuern, daß diese Marke nicht in die Nähe eines der auf dem Schirm sich zeigenden Lichter kommt. Die Einrichtung ist so fein, daß sie auch sehr schwache Töne, die der Steuermann vielleicht überhören würde, aufnimmt und kenntlich macht. Es läßt sich auch ersehen, wie weit die Schiffe entfernt sind, die die Signale aussenden, ob sie sich nähern oder entfernen, welchen Kurs sie fahren und welche Geschwindigkeit sie haben. Bei den bisherigen Erprobungen hat sich dieses Signalsystem vorzüglich bewährt.

Die Technik bemüht sich nunmehr, das in den Bergwerken fehlende Sonnenlicht auf künstlichem Wege zu ersetzen. In einer Mine in Texas wurden Quecksilberdampflampen angebracht, die ultraviolettes Licht aussenden. Die kurzwelligen Strahlen dieser Lampen erleichtern die Arbeit, weil sich die von ihnen getroffenen Gegenstände leichter erkennen lassen als die von den langwelliger der gewöhnlichen Lampen beleuchteten. Außerdem aber wirkt das ultraviolette Licht bekanntlich gut auf die Gesundheit, so daß durch diese Einrichtung sowohl wirtschaftliche wir hygientische Vorteile erzielt werden.

Rekordflugzeuge

Obwohl die meisten von der Internationalen Flugsportbehörde notierten Luftfahrtweltrekorde von Deutschland gehalten werden, kann man nicht behaupten, daß sich bei uns irgendwelche Zeichen von Rekordwut bemerkbar gemacht hätten. Insbesondere haben die deutschen Flugzeugfirmen bisher vollständig abgesehen, Spezialrekordflugzeuge zu bauen, sondern alle deutschen Luftfahrtrekorde sind mit normalen Gebrauchs-, Sport- oder Verkehrsflugzeugen aufgestellt worden. Nur für Dauer- und Streckenrekorde wurden Veränderungen insofern vorgenommen, als besondere Betriebsstoffbehälter eingebaut wurden, die den normalen Gebrauch der Maschine beeinträchtigten.

Im Ausland dagegen hat man schon immer Flugzeuge gebaut, die keinen anderen Zweck hatten als den, Rekorde aufzustellen. In diese Gruppe gehört z. B. das von dem Italiener Bellanca jetzt in der Union gebaute Dauerrekordflugzeug. Bellanca ist durch die Konstruktion des von Chamberlin und Levine für ihren Ozeanflug benutzten Flugzeuges bekannt geworden. Sein neues Flugzeug, das einen Aktionsradius von 15 000 Kilometer resp. 100 Stunden besitzen soll, ist nur als „Benzintank" gebaut. Der nur etwas über drei Meter lange Flugzeugrumpf ist nur Betriebsstoffbehälter, in den oben die Pilotensitze eingebaut sind. Vor dem Rumpf liegen zwei Motoren, die eine vordere Zug- und eine hintere Druckschraube treiben. Um für die Druckschraube ein freies Arbeitsfeld zu erhalten, mußte der Schwanz aus vier Streben konstruiert werden, die zu je zwei vom oberen und unteren Tragdach ausgehend nach hinten zusammenlaufen, um die Höhen- und Seitenruder aufzunehmen. Auf die Erfolge dieser Konstruktion darf man gespannt sein.

Zur Klasse der Geschwindigkeitsflugzeuge gehört ein italienisches Flugboot, Piaggio „P. 7", das für das diesjährige Rennen um den Schneider-Pokal gebaut, aber nicht rechtzeitig fertig wurde. Das eigentümlichste an ihm ist seine einem Unterseeboot mit Flugzeugschwanz und Flügeln ähnelnde Form. Wenn man eine Abbildung des Flugzeugs sieht, weiß man nicht, wie dieses Flugzeug starten soll, da die Achse des Propellers ebenso wie die Tragflächen dicht über dem Wasser liegen, so daß dieser beim Drehen eintauchen würde. Eine französische Fachzeitschrift hat diese Tatsache zum Anlaß einer Scherzfrage gemacht, auf die die eigentümlichsten Lösungen eingingen. Tatsächlich liegt das Geheimnis unter dem Wasser. Das Flugzeug hat einen zweiten Motor, der eine richtige Schiffsschraube antreibt. Diese wird zuerst in Betrieb gesetzt und bei zunehmender Geschwindigkeit hebt sich der Rumpf, wie wir es von Motorrennbooten auch kennen, soweit aus dem Wasser, daß auch die Luftschraube in Betrieb gesetzt werden kann, die nun das Flugboot vollends aus dem Wasser hebt und die Wasserschraube überflüssig macht. Die Maschine soll eine Geschwindigkeit von 650 Stundenkilometern erreichen, ob sie sich tatsächlich bewährt, muß allerdings abgewartet werden.

Navigation ohne Kompaß und Karte

Großes Aufsehen erregt in wissenschaftlichen Kreisen eine Abhandlung des Ingenieurs William Loth, die vor der Pariser Akademie der Wissenschaften verlesen wurde. Der Verfasser setzt darin eine Methode auseinander, Schiffe und Flugzeuge mit Hilfe der Hertzschen Wellen ohne Kompaß und Karten zu lenken und Stürme zu vermeiden. Loth hat ein System elektromagnetischer Routen auf dem Meer und in der Luft ausgearbeitet und behauptet, daß es ihm möglich sei, das Reisen zu Schiff und in der Luft ungefährlich zu machen. Von dem Gedanken ausgehend, daß es auch „Straßen" auf dem Meer und in der Luft ebensogut wie auf dem Land geben müßte, hat er Routen zusammengestellt, die nach den empfangenen Wetterberichten verändert werden können. Bei der Abfahrt eines Flugzeugs oder Schiffes wird der Weg genau angegeben, aber wenn von den Wetterstationen Berichte über schlechtes Wetter einlaufen, das auf diesem Wege droht, dann kann dem Schiff oder dem Flugzeug diese Nachricht und eine andere einzuschlagende Route sofort mit Hilfe der Hertzschen Wellen übermittelt werden. Die Tatsache, daß dieser von Loth eingehend ausgeführte Gedanke von dem Chef der drahtlosen Telegraphie im französischen Heer, General Ferrie, der Akademie der Wissenschaften vorgelegt wurde, wird als ein Beweis für seine praktische Verwertbarkeit angesehen.

Eine Brücke für 80 Millionen Mark

Der Straßenverkehr zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten wird sehr erleichtert durch die Eröffnung der großen neuen Brücke über den St. Lorenzstrom bei Montreal, deren Bau nach 1½jähriger Arbeit jetzt ganz vollendet sein wird. Dieses große Ingenieurwerk, das 80 Millionen Mark kostet, ist über drei Kilometer lang und hat eine Breite von fast 28 Meter, die vier verschiedene Straßen für den Handelsverkehr enthält.